

THEOLOGISCHE REVUE

120. Jahrgang

– September 2024 –

Identität oder nicht?, hg. v. Jean-Pierre WILS. – Stuttgart: Hirzel 2022. 282 S. (Scheidewege. Schriften für Skepsis und Kritik, 52), kt. € 28,00 ISBN: 978-3-7776-3098-4

„Fragen der Identität besitzen heute eine Brisanz wie kaum zuvor. Sie stehen auf mancherlei, sehr verschiedenen Agenden und lösen spannende, teils harte und sogar äußerst feindselige Debatten aus. Die Bandbreite der Identitätsdiskurse ist enorm und reicht von klassischen und radikalen Emanzipationsansinnen bis zu autoritären und reaktionären Bestrebungen am äußerst rechten Rand der politischen Landschaft“ (7) – diese Anmerkung aus dem Vorwort zu diesem von *Jean-Pierre Wils* (Prof. für Phil. Ethik und Kulturphil. in Nijmegen) hg. Bd. bringt vieles von dem, was zur aktuell bedrängenden Thematik „Identität“ zu sagen ist, auf den Punkt.

Unter den Abschnitten „Positionen“, „Praktiken“, „Interview“, „Kontroverse“ und „Empfehlungen“ werden Fragen der Identität verhandelt, illustriert, reflektiert und kritisiert. Mehrere Beiträge widmen sich der Verwendung von Begriffen und den Bemühungen, „den unerfreulichsten Nebenwirkungen des Therapeutikums der Identität“ (Wils, 48) zu entkommen. Nicht umsonst zählt „Identität“, wie es schon im Vorwort heißt, zu jenen hartnäckigen Kategorien, die „sich nicht so schnell aus dem Fokus der Aufmerksamkeit verbannen“ (7) lassen. Warum aber spielt die Berufung auf bzw. die Einforderung von „Identität“ eine so große Rolle in der gegenwärtigen Gesellschaft? „Es stünden nämlich“, so der Hg., „manch andere Begriffe zur Verfügung wie beispielsweise Anerkennung, Würde, Individualität, Authentizität oder Autonomie. Warum pochen wir so hartnäckig auf unsere Identität?“ (35). Diese Frage muss auch die Theol. beschäftigen, in der es sowohl scharfe Kritik an identitären Konzepten etwa von Glaube und Kirche gibt als auch große Zustimmung und Förderung von „christlichen Identitäten“, die als bedroht angesehen werden.

Schon an dieser Stelle ist auf eine Charakteristik dieses Bd.s der „Scheidewege“ hinzuweisen: Er benennt mitunter gesellschaftliche Entwicklungen und kulturelle Krisenszenarien sehr präzise, schlägt aber weder Lösungen vor, noch geht er auf eine normative Ebene. Gerade diese Zugangsweise könnte interessante Ansatzpunkte für die theol. Reflexion eröffnen – und bietet sie auch mehrmals in den vorliegenden Beiträgen. So fragt Wils etwa, ob die Tendenzen zu starken Identitäten nicht „mit dem Verlust traditioneller Religion zu tun hätte“ (38). Diese These, für die pastoralsoziologisch einiges spricht, setzt aber offenbar voraus, dass Religionen immer Identitäten verstärken – doch auch das Gegenteil trifft zu: religiöse Traditionen stellen Identitäten schmerzhaft in Frage.

Auch Bilder, wie sie etwa in den Social Media in Überfülle produziert und vermittelt werden, sind als „Ort des Gesellschaftsspiels mit Identitäten, das erneut nicht ohne Normen auskommt“ (*Bernd Stiegler*, 80), wahrzunehmen. Neben dem politischen Bereich sind es nicht zuletzt religiöse Kontexte, in denen etwa Blasphemiediskurse als „starker Identitätsgenerator“ (*Gerd Schwerhoff*, 108) zur Geltung

kommen. Identität, zeigt Schwerhoff, wird oft durch Abgrenzung von Anderen bzw. durch deren Diskreditierung erzeugt, wie dies der Blasphemievorwurf und die damit verbundene Gewalt zeigen: „Hass, Wut und Empörung werden gegen die Anderen entfesselt, und zugleich wird die rituelle Vergemeinschaftung in der eigenen Schmähgemeinschaft gefeiert“ (93) – dies ist leider keine Einschätzung historischer Gesellschaften, sondern eine hochaktuelle Analyse. Nicht zuletzt sind auch Genderdiskurse (im Speziellen gesellschaftlich durchgesetzte Bestimmungen von „Normalität“ und „Zugehörigkeit“) von der Konstruktion von „Identität“, die spürbare Konsequenzen für die Betroffenen hat, betroffen. Die Beiträge im Abschnitt „Praktiken“, die zum Teil auf sehr persönliche Weise von erzwungener bzw. erlittener Zuweisung von Geschlechtsidentitäten erzählen, machen auf beklemmende Weise bewusst, welche soziale Macht Identitätszuschreibungen nach wie vor haben.

Auch die Frage nach der Rolle der Phil. angesichts identitärer Herausforderungen wird immer wieder gestellt, sei es mit Blick auf Sprache und Definitionen bzw. die Fähigkeit zu „Selbstkritik und Selbstreflexion“ (*Gunda Werner*, 63), sei es in Auseinandersetzung mit der Relevanz soziologischer Erklärungen, die gleichsam die Rolle der Phil. einnehmen: „Diese philosophisch begabte Soziologie scheut keine Großaussagen über den Zustand unserer Gesellschaft als ganzer“ (210), stellt Wils fest. *Hans Jonas* äußert sich im Interview ebenfalls kritisch über zeitgenössische Tendenzen, „starke Behauptungen“ (211) über die (angeblichen oder tatsächlichen) Entwicklungen der Gesellschaft zu tätigen. „Autoren“, so *Hans Jonas* weiter, „die den Mut zu globalen Zeitdiagnosen haben, werden als diejenigen betrachtet, welche die faktischen Forschungsergebnisse des Faches summieren und präsentieren. Das ist aber oft nicht der Fall“ (212). In diesem Zusammenhang zeigt sich Jonas auch skeptisch gegenüber der diagnostischen Kompetenz analytischer Phil. sowie der Ratgeber- und Lebenshilfeleratur und plädiert dafür, nicht der „Logik des Freund-Feind-Schemas“ zu folgen, sondern einer „Logik der Wahrheitssuche“ (219). Phil. (und nicht zuletzt auch theol.) relevant ist nicht zuletzt die Frage nach den Menschenrechten und ihrem Verhältnis zu kulturellen „Identitäten“, wie dies *Regina Ammicht-Quinn* herausarbeitet: „Will man die beiden Extreme der beliebigen Füllung der Menschenrechte und ihrer Okkupation durch spezifische Wertegemeinschaften vermeiden und sie zugleich als Modell verstehen, das in politischen Verhandlungen einen Rahmen für Transformationsprozesse darstellt, so ist eine Interpretation ihres normativen Kerns und ihrer möglichen politischen Funktionen unerlässlich. Dabei geht es nicht nur um den normativen Inhalt der Menschenrechte, sondern auch darum, wie die Menschenrechte die institutionelle Form der politischen Ordnung beeinflussen beziehungsweise begrenzen“ (248) – auch dies ist eine Aussage von bedrückender Aktualität.

Offenbar ist Adornos Aussage im zweiten Teil seines Werks *Negative Dialektik* (1966), Identität sei „die Urform der Ideologie“, nach wie vor gültig; ebenso sein Verständnis von „Dialektik“, die er in der Einleitung als „das konsequente Bewusstsein von Nichtidentität“ bezeichnet. Der hier vorliegende 52. Bd. der „Scheidewege“ verdeutlicht die bleibende Gültigkeit und Aktualität von Adornos Diktum und gibt aus literarischer, psychologischer, phil., künstlerischer, soziologischer und religionswissenschaftlicher Perspektive Anregungen zur Auseinandersetzung mit Identitätsdebatten, die gegenwärtig als unausweichlich erscheinen. Die Frage *Identität oder nicht*, die als Untertitel dieses Bd.s fungiert, lässt sich von daher auch nicht beantworten – aber sie macht auf Tendenzen der Festschreibung einzelner Merkmale des menschlichen Lebens aufmerksam, die auf Abgrenzung, Rivalität und immer wieder auch Gewalt hinauslaufen. In diesem Sinn erweisen die vorliegenden Beiträge der Vielfalt menschlichen Lebens einen intellektuellen und politischen Dienst: „Als

Gesellschaft sollten wir uns abgewöhnen, in strikten Kategorien zu denken, und Raum geben für die Vielfalt, in der wir leben“ (*Hedi H.L. Claahsen-van der Grinten*, 162). Wie die Vf.:innen dieses Bd.s zeigen, ist mit dieser Option nicht ein romantischer Multikulturalismus angezielt, sondern Aufmerksamkeit für aktuelle Herausforderungen wie Urbanisierung, Migration und Integration, Umgang mit Fremden und Schutz von Minderheiten. Die hier vertretene Kritik identitärer Politik ist allerdings ohne die Anstrengung des Begriffs nicht zu haben, die nicht Essentialisierung, sondern eine „conceptual decolonization“ intendiert, wie dies etwa der ghanaische Philosoph Kwasi Wiredu (1931–2022) forderte.

Bereits in seinem einführenden Beitrag betonte Wils: „Je reichhaltiger unsere Begriffswelt ausfällt, umso mehr Gerechtigkeit werden wir der Komplexität unseres Lebens widerfahren lassen. Das wäre kein geringer Erlös dieser philosophischen Erkundungen“ (48). Hier kann sich die Theol. nur anschließen und durch engagierte antiidentitäre Interventionen, wie sie der vorliegende Bd. darstellt, lernen, wie sehr ihre eigene Sprache der Versuchung ausgesetzt ist, angesichts der durch den Titel dieses skeptisch-kritischen Werks markierten Alternative ersteres zu wählen – was allerdings jenen Anspruch verfehlt, den sie eigentlich zu verantworten hätte.

Über den Autor:

Franz Gmainer-Pranzl, Dr. Dr., Professor an der Theologischen Fakultät der Universität Salzburg und Leiter des Zentrums Theologie Interkulturell und Studium der Religionen (franz.gmainer-pranzl@plus.ac.at)